





## Über die Autorin

**Mary Lee Wagner** wurde 1998 in Süddeutschland geboren und versucht seither, dem Wahnsinn der Realität mit ihren Geschichten zu begegnen. Wie Viktor und Sarah ist sie eine Träumerin – in Gedanken immer bei ihren Charakteren. Deshalb fängt sie oft an den verrücktesten Orten an zu schreiben, ob auf einem Punkkonzert oder fünf Minuten vor dem Mathe-Abi spielt da keine Rolle. Mit ihren Romanen will sie bewegen und bunte Farbe in die grauen Teile der Gesellschaft bringen.

# Viktor

Mary Lee Wagner



WREADERS TASCHENBUCH  
Band 57

Dieser Titel ist auch als E-Book erschienen

Vollständige Taschenbuchausgabe  
Deutsche Erstausgabe

Copyright © 2020 by Wreaders Verlag, Sassenberg

Druck: BoD – Books on Demand, Norderstedt

Umschlaggestaltung: Saskia Ziegenbalg

Illustrationen: Huda El Haj Said

Lektorat: Joana Detlefs

Satz: Lena Weinert

[www.wreaders.de](http://www.wreaders.de)

ISBN: 978-3-96733-112-7

# Prolog

Man kann sagen, wir kannten uns gut.  
Doch warum er zum Mörder wurde, weiß ich nicht.





## Erster Teil

*Für all die Träumer,  
die sich in ihren Phantasiewelten verloren  
und in Geschichten wiederfanden.  
Dies ist für euch.*

# 1

*Kann man ein Mörder sein, ohne jemanden umgebracht zu haben?*, tippe ich ein und lasse meine Finger über der weißgrauen Tastatur schweben. Einzelne Staubflocken haben sich zwischen den Tasten festgesetzt, bei manchen ist die Beschriftung abgenutzt.

Alles in mir weigert sich, die Nachricht abzuschicken und doch lasse ich meinen Finger auf Enter sinken.

*xXSlayer tippt ...* taucht direkt darauf in der Chatleiste auf, viel schneller als mir lieb ist.

Nervös knete ich mit meinen Fingern die Hände, während lediglich der schwache Schein des Monitors mein Zimmer erhellt.

Ich kenne xXSlayer nicht persönlich, weiß nur, dass er Olli heißt und so alt ist wie ich. Kennengelernt haben wir uns in dem Fantasy-Rollenspiel, das wir beide regelmäßig online zocken. Manchmal fühlt es sich so an, als seien wir Freunde, aber vielleicht ist das nur die Verzweiflung einsamer Nächte.

*wie meinst du?*, plopt die Antwort auf dem Bildschirm auf.

*Egal. Vergiss es.* Meine Finger fliegen nur so über die Tasten und der Herzschlag in meinen Ohren ist laut genug, um das hektische Tippen und das betörend gleichmäßige Summen des PCs zu übertönen.

Eilig schließe ich die geöffneten Programme und fahre den Computer runter. Mit einem Mal ist es dunkel in meinem Zimmer und ich bin allein. Allein mit den Gedanken, die ich am liebsten verdrängen würde. Allein mit den Erinnerungen, die noch immer allgegenwärtig sind.

So leise wie möglich tapse ich durch mein Zimmer, als würde ich dabei jemanden stören. Mama schläft noch nicht, von Zeit zu Zeit höre ich sie im Wohnzimmer rumoren. Die Stimmen aus dem Fernseher und das Rauschen der Heizungsrohre untermalen leise die Einsamkeit des Abends.

Ich ziehe meine pinke Kuscheldecke vom Bett und klettere auf die breite Fensterbank. Draußen wird es langsam hell. Nur



zögerlich kriecht das Morgengrauen über die spitzen Dächer der Häuser, fast so, als würde es am liebsten fernbleiben wollen, das Städtchen in seiner schützenden Dunkelheit ruhen lassen.

Und doch schreitet es unaufhaltsam voran, wird nicht mehr verbergen können, was in den letzten Tagen und Wochen geschah.

Ich schlinge die Decke enger um mich, wünsche mir, sie könne mich vor all dem abschirmen. Doch das kann sie nicht.

Nicht vor Karina, deren Wimperntusche tränenverschmiert unter den Augen klebte und die mich mit zitternder Stimme anschrte.

»Er hat es für dich getan!«

Nicht vor der Richterin, die mich streng dazu aufforderte, über das zu sprechen, was ich am liebsten vergessen wollte.

»Was können Sie über den Tathergang sagen?«

Nicht vor all den Menschen, die sich aufgebracht vor dem Gerichtssaal versammelt hatten. Jeder hatte eine Meinung, doch in einer Sache waren sie sich alle einig:

»Sperrt den Mörder weg!«

Und schon gar nicht vor Viktor, dessen aufgewühlter Blick für kaum einen Sekundenbruchteil den meinen traf und der nicht nur Brandwunden auf meiner Haut hinterließ, sondern sie gänzlich verätzte.

»Es ist wahr ... Ich hab' das getan ... weil ich es tun musste ... versteht ihr?«

Seine Stimme war nur ein Flüstern und doch viel lauter als die aller anderen.

Meine dagegen war längst erstorben. Ich brachte kein einziges Wort mehr hervor, ganz gleich, wie viele Fragen mir die Richterin noch stellte.

Ich begann zu zittern.

Ich beginne zu zittern.

Obwohl ich die Decke enger um mich schlinge, wird mir nicht wärmer. Unten auf der Straße taucht einer meiner Nachbarn auf. Er geht zu seinem Auto, das halb auf dem

Bordstein parkt. Steigt ein, dumpf ist das Türeenschlagen hier oben zu vernehmen, dann startet er den Motor, um wie jeden Morgen zur Arbeit zu fahren.

Ich wünschte, es wäre leicht zu glauben, dass sich nichts verändert hat und auch für mich ein Tag wie jeder andere beginnt. Ein Tag, an dem ich einfach zur Schule gehen und unter der alten Eiche, die ihre ersten Blätter verliert, Viktor treffen würde.

Ein Tag, an dem das schiefe, manchmal fast unerkennbare, aber immer liebevolle Lächeln auf seinem Gesicht auftauchen und er die Arme um mich schließen würde. »Guck mal, Sarah«, würde er an meinem Ohr flüstern und ich würde fühlen, wie er etwas in meine Hand drückt. Ein kleiner Stein? »Das hab' ich gefunden. Für dich.«

Aber es ist kein Tag wie jeder andere.

Für Viktor würde er im Gefängnis beginnen.

Für Luisa gar nicht mehr.

Ich springe auf. Lasse die Decke zu Boden fallen und ziehe mir stattdessen meinen Pulli mit dem verwaschenen *Metallica*-Logo über den Kopf. Ich bin schon die knarrenden Treppen runter und greife nach meinen Turnschuhen, ehe mir bewusst wird, was ich gerade tue. Ziehe die Schlaufe rechts fest, dann links.

Mit einem lauten Knall fällt die Haustür hinter mir ins Schloss. Der Asphalt ist uneben, die Gegend beinahe dunkel, die Umrisse nur schemenhaft. Ich renne los. Mit Schritten, die immer größer werden.

Vorbei an der Bäckerei, hinter deren Fenstern die Lichter brennen, und dem Dönerladen, der noch lange nicht öffnet. Bald erreiche ich den Ortsrand und laufe an der Landstraße entlang. Vereinzelt fährt ein Auto an mir vorbei, der Gestank der Abgase steigt mir in die Nase, der Motorenlärm verklingt wieder. Zurück bleibt nur das Pfeifen von ein paar Vögeln und das Rauschen des Windes, gegen den ich anrenne.

Schließlich verlangsamten sich meine Schritte.

Außer Atem schnappe ich nach Luft, die noch so kühl ist,

dass sich meine Lunge zusammenzieht. Vom Morgentau ist das Gras feucht. Die Landstraße habe ich hinter mir gelassen, stattdessen folgte ich den gewundenen Wegen den Hügel hinauf.

Wenn ich zurückschaue, öffnet sich mein Blick, umrahmt von Ästen und Blättern, auf das Städtchen, in dem endgültig ein neuer Tag anbricht. Nur langsam wende ich mich dem zu, was sich vor mir befindet.

Dem Ort, dessen Abend wohl ewig andauern wird.

Es ist ein altes Fabrikgemäuer, das fast majestätisch vor mir liegt. Efeu wuchert an den Mauersteinen nach oben, an manchen sind Spuren von Ruß zu sehen. Irgendwann im vorletzten Jahrhundert kam es hier zu einem Aufstand der Arbeiter, in dessen Verlauf die Fabrik angezündet wurde.

Das hat mir Viktor erzählt. Die längst vergessenen Geschichten haben ihn immer interessiert, besonders von der alten Fabrik war er begeistert.

Noch heute sehe ich ihn vor mir sitzen – irgendwo im hohen Gras auf dem Vorplatz – mit leuchtenden Augen und raumgreifenden Gesten erzählend, wie die Fabrik ihren Aufschwung erlebte und nach der Jahrhundertwende immer mehr zerfiel.

Von der Wut der Arbeiter, die einen schweren Alltag an den Maschinen zu frönen hatten, und der Gier der Industriellen.

Wir stellten uns vor, wie es wäre, hätten wir damals schon gelebt. Wenn wir zusammen mit den anderen für Freiheit und Unabhängigkeit gekämpft hätten und doch gescheitert wären. Denn der Aufstand wurde mit aller Gewalt niedergeschlagen.

Die alte Fabrik war schon immer ein Ort, an dem Träume begraben lagen, doch wir waren zu blind, um zu erkennen, dass auch unsere dort eines Tages unter der Erde liegen würden.

Noch heute sehe ich Viktor vor mir, irgendwo dort unten.

Das Funkeln in seinen Augen ist erloschen, die Hände liegen ruhig in seinem Schoß. Auch Luisa ist da.

Sie schaut mich mit einem seltsam starren Blick an und ich verstehe zu wenig, um die Wahrheit zu erkennen. Sehe seinen Mund fast dieselben Worte formen, die mir auch Karina an den Kopf donnerte.

Er hat es für mich getan.

## 2

Es war einer der heißesten Sommer seit vielen Jahren, an dessen Anfang Viktor auftauchte. So heiß, dass der Asphalt draußen schmolz und die Erwachsenen bei heruntergelassenen Jalousien am liebsten drinnen blieben. Ich ging nach draußen, denn ich liebte die Hitze. Dann pflückte ich wundervolle Sträuße aus verdorrten Blumen, die am fehlenden Wasser zugrunde gingen.

Später kam mir einmal in den Sinn, dass Viktor wie jener Sommer war. So anders als alles je Dagewesene, so viel gefühlvoller, kochender und doch so verheerend, dass die anderen ihn mieden. Er war niemand, den man einfach aus dem Gedächtnis streichen konnte, sondern blieb einem fast schmerzhaft in Erinnerung.

Schon damals.

»Warum glauben Menschen, dass sie anderen sagen dürfen, was sie tun sollen?«, waren seine ersten Worte, die sich mir einprägten. Er war neun Jahre alt und der Blick aus seinen kalten Augen voller Ablehnung.

Ablehnung, die nicht erst auftauchte, als die Lehrerin von ihm verlangte, sich wieder hinzusetzen. Nicht erst, als die anderen Kinder ihn mit neugierigen Fragen bombardierten und nicht lockerließen. Auch nicht dann, als er keine einzige beantworten wollte. Nein, sie war schon im ersten Moment zu sehen, als er in die Klasse trat und sich mit rauer, leicht heiserer Stimme vorstellte.

Viktor Kolesnikow.

Ein Name, der so fremdländisch klang wie der Akzent, mit dem er sprach. So schön, dass ich ihn mir auf der Zunge zergehen ließ und so interessant wie derjenige, der ihn trug.

»Wir machen jetzt mit dem Unterricht weiter. Das gilt auch für dich, Viktor«, sagte die Lehrerin und griff nach der bunten Kreide, die sie in dem Fach an der Tafel abgelegt hatte. »Ist jemand schon mit Aufgabe drei fertig?«

Unbeirrt von ihren Worten ging Viktor auf die Tür zu.

Wahrscheinlich verschwendete er keinen einzigen Gedanken daran, was ihm für Strafen drohten, würde er einfach gehen.

Statt in mein Mathebuch mit den langweiligen Aufgaben zu schauen, beobachtete ich den Neuen. Er hatte braune Haare mit einem kastanienfarbenen Schimmer, blass hob sich seine Haut darunter ab. Seine Augen waren ziemlich hell, ob grün oder blau konnte ich aus der Entfernung nicht sagen.

»Du wirst hier bleiben, ist das klar?« Meine Klassenlehrerin stapfte ihm hinterher. Dieses Mal sagte sie es in einem schärferen Tonfall.

»Warum?« Viktor drehte sich um und sah sie an. Einen Schulranzen hatte er keinen dabei, nur ein dickes, bereits zerfleddertes Buch, das er in seinen Händen hielt. »Sie können mich nicht zwingen!«

Die Mädels in der ersten Reihe tuschelten aufgeregt, ein paar andere Schüler musterten ihn neugierig. Er ertrug all das, ohne seinen Blick zu senken. Nur flüchtig glitt der über uns, als würde er sich gar nichts draus machen, dass alle nur auf ihn schauten.

»Du darfst nicht einfach gehen, das ist verboten«, erklärte unsere Lehrerin und stemmte die Hände in ihre Hüften, über die der Stoff ihres bunten Sommerkleids fiel. Sie sprach davon, wie wichtig der Unterricht doch sei und andere Kinder dankbar wären. Dass Schule doch auch Spaß machen könnte.

Viktor interessierte all das nicht. Fest entschlossen marschierte er nach draußen, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Unsere Lehrerin ihm hinterher.

»Jetzt warte doch!«, hörten wir sie rufen, dann fiel die Tür ins Schloss und der Raum wurde erfüllt von den Diskussionen meiner Klassenkameraden. Ich senkte meinen Blick auf mein Heft und beobachtete sie durch den dunklen Haarschleier.

»Spinnt der voll?«, fragte Freja und deutete sich an die Stirn.  
»Voll der Freak.«

Die meisten stimmten aufgeregt zu und auch ich musste ihr insgeheim rechtgeben. Irgendetwas hatte der Neue an sich,

das ihn unheimlich wirken ließ. Und doch zog er mich in seinen Bann. Waren es seine abgetragenen Klamotten, die nicht so wirkten, als wären es seine eigenen? Oder seine auffällig hellen Augen, die damals so kalt schienen, keines seiner Gefühle erahnen ließen?

Die Lehrerin kam ohne Viktor zurück und fuhr sich durch ihre Haare, zerzauste ihre Hochsteckfrisur ein wenig. Sie wirkte gestresst, als sie sich über das Pult beugte und das grüne Klassenbuch aufschlug.

»Ruhe jetzt! Wir machen weiter«, verkündete sie. Mir gelang es noch weniger als sonst, mich auf den Matheunterricht zu konzentrieren.

Wieso ging Viktor schon am ersten Tag in unserer Klasse einfach, versuchte nicht einmal, sich mit den anderen anzufreunden? Schüttelte nur abweisend mit dem Kopf, als sie ihn fragten, ob er mit ihnen mitspielen wolle?

Als ich am nächsten Morgen zur Schule lief, begegnete ich dem Neuen, der auf den vermoosten Steintreppen am Hintereingang saß und mit konzentrierter Miene etwas auf einen Papierzettel schrieb. Neben ihm lag ein Buch. Ich wollte schnell weitergehen. Mit meinen Klassenkameraden hatte ich nicht viel zu tun, verkroch mich lieber in meinen Traumwelten. In den Geschichten, in denen ich sein konnte, wer ich wollte, in denen ich nicht rot anlief und herumstammelte, sobald ich mit den anderen sprach.

Da sah Viktor auf.

Unsere Blicke trafen sich und für wenige Sekunden fühlte ich mich wie nackt, völlig entblößt, als er mich musterte. Sein kalter Blick brannte wie Seife in einer Wunde und obwohl seine Augen so undurchdringlich schienen, waren sie aufgewühlt.

So voller Gefühle.

Man konnte nichts und letztendlich alles aus ihnen herauslesen.

»Hallo. Du gehst in meine Klasse, oder?«, sprach er mich an.

Die Worte klangen bei ihm härter, aber gleichzeitig auch melodischer. Woher er wohl kam? Und lebte er schon länger in Deutschland?

»Ja«, murmelte ich so leise, dass er mich kaum gehört haben konnte. Ich wollte weitergehen, hielt dann aber doch inne.

»Wieso bist du gestern eigentlich gegangen?«, fragte ich ihn und sah auf den Boden, wich seinem intensiven Blick aus.

»Das alles ist doch voll unnötig. Wozu denn auch, wenn wir eh sterben werden?«, hörte ich ihn sagen. Vorsichtig schaute ich wieder auf.

Seine Worte mit ihrem irgendwie verletzten, fast schon gebrochenen Klang hallten noch lange in meinem Kopf nach.

Schon damals stand er dem Tod nah wie kein anderer und riss letzten Endes auch mich mit in seinen Abgrund.



### 3

*ist alles in ordnung bei dir?*, hat Olli geschrieben. Ich lese die Nachricht erst am nächsten Nachmittag.

*Ja! Echt, mach dir keine sorgen!*, schreibe ich zurück. Obwohl er mein Gesicht nicht sehen kann – nicht die dunklen Schatten unter meinen Augen und die roten Flecken auf der fahlen Haut –, ist ihm wahrscheinlich klar, dass etwas nicht stimmt. Wirklich überzeugend klingen meine Worte nicht.

Es klopft an meine Zimmertür. »Ja?«, rufe ich und schließe das Chatprogramm. Ich möchte Ollis Antwort nicht lesen, mit niemandem über das reden, was geschehen ist, auch wenn es mein sehnlichster Wunsch ist.

Im geöffneten Türrahmen taucht Mama auf, in ihren Händen hält sie zwei dampfende Tassen.

»Ich hab' Tee gekocht. Möchtest du?«, fragt sie. Ein erschöpftes Lächeln liegt auf ihren Lippen. Die viele Schminke, die sie trägt, kann nicht verbergen, dass die Falten auf ihrem Gesicht in den letzten Wochen tiefer geworden sind.

»Ja, okay ... danke!« Ich nehme die Tasse entgegen, auf der ein verwuschener Affe zu sehen ist. Das Etikett verrät mir, dass es grüner Tee ist. Ich hasse grünen Tee.

Und trotzdem setze ich die Tasse an meine Lippen. Das noch viel zu heiße Wasser verbrennt mir die Zunge.

Meine Mutter lässt sich auf meinem ungemachten Bett nieder. Die Decke liegt halb auf dem Boden, meine bunten Kissen sind wild durchs Zimmer verteilt.

»Wo warst du heute Morgen?«, fragt sie.

»Nur bisschen laufen.«

Wir schweigen, dann verstummt die Musik. Ich erhebe mich, um die Nadel anzuheben und die Platte zu wechseln. Dieses Mal fällt meine Wahl auf *First and Last and Always* von den *Sisters of Mercy*. Einen Moment lang sehe ich zu, wie sich die Scheibe mit betörend gleichmäßigen Bewegungen auf dem Plattenspieler dreht, als wäre es so einfach, mich darin zu

verlieren, all meine Gedanken zu vergessen. Doch das ist nur eine trügerische Illusion. Ich lasse mich wieder auf meinem Schreibtischstuhl nieder, trinke aus der Tasse, die nicht mehr dampft.

»Morgen musst du wieder in die Schule«, meint Mama. Ich spüre, dass ihr Blick auf mir ruht, auch wenn ich nicht sie, sondern den Beutel ansehe, den ich durch den Tee ziehe. Kreisförmige Linien sind auf der Wasseroberfläche zu sehen.

»Ich weiß.« Meine Stimme ist nur ein tonloses Krächzen, als würde das, was mir bevorsteht, dadurch unwahrer werden. Zwei Wochen ist es her, dass ich das letzte Mal in der Schule war.

Zwei Wochen, in denen sich alles verändert hat.

Und morgen werde ich zurückkehren, mich all dem stellen, auf das ich nie eine Antwort finden würde. Denn ich selbst verstand es nicht.

Wie konnte der Junge, den du am meisten von allen liebst, das Schlimmste tun, was ein Mensch tun kann?

Warum bist du es wert, dass ein Mädchen stirbt?

Wie kann Viktor so sehr hassen, dass er zu so etwas fähig ist?

Und wann ist er so geworden – oder ist er schon immer so gewesen?

»Ich möchte allein sein«, bringe ich krächzend hervor. Es ist nicht nur eine Bitte, sondern schon ein verzweifeltetes Flehen.

»Sarah ...«

In den Augen meiner Mutter liegt so viel Sorge, dass es mich fast zerreißt und im selben Moment doch kalt lässt. Kurz zögert sie, dann verlässt sie das Zimmer.

Ich lasse mich auf mein Bett sinken und ziehe mir die Decke über den Kopf, sodass sich die Dunkelheit in mir endlich mit der um mich herum vereint.

Es ist nicht nur die stickige Luft, nicht nur der weiche Stoff, der meine Wange wärmt, sondern es sind auch die Tränen, die sich langsam ihren Weg über mein Gesicht bahnen.

Es ist ein milder Septembertag, wahrscheinlich einer der letzten warmen Tage im Jahr, als ich zum ersten Mal wieder auf dem Schulhof stehe. Ich verlangsame meine Schritte und greife in die Tasche meiner Sweatjacke, wo ich meinen Walkman lauter stelle. So laut, dass mir die Stimme des Sängers von *Guns n' Roses* in den Ohren wehtut und ich mich dennoch besser fühle als eben.

Die Gitarrenklänge verdrängen die Tatsache, dass das Schulgebäude mit seinem schlossartigen Haupttrakt und dem hässlichen Anbau aus den Siebziger Jahren vor mir aufragt. Es ist nicht nur eine blasse Erinnerung, sondern ich bin wirklich an dem Ort, an dem alles begann, was dort oben in den Hügeln sein Ende gefunden hat.

Mit gesenktem Blick und den Händen in den Taschen, meinen Walkman fest umklammert, gehe ich weiter.

Vorbei an der alten, fast schon morschen Eiche, unter der Viktor heute nicht auf mich wartet. Es gibt keine Umarmung, kein liebevolles Lächeln, keines seiner kleinen Geschenke, die alle anderen nur verhöhnt hätten.

Da ist nur die Gewissheit, die mir dumpf im Magen liegt, dass er für die nächsten acht Jahre im Gefängnis sitzen wird.

In den Gängen kommt mir Frau Lewald, meine Kunstlehrerin, entgegen. »Hallo, Sarah«, begrüßt sie mich mit einem Lächeln, das kein bisschen gezwungen wirkt.

»Hallo«, erwidere ich und ziehe die In-Ear-Kopfhörer raus. Sie sagt nichts dazu, auch wenn man auf dem Schulgelände eigentlich keine Musik hören darf.

Genau wie sie jahrelang geschwiegen und weggeschaut hat, wenn die anderen in ihrem Unterricht auf mich losgingen...

»Wie schön, dass du wieder hier bist!«, sagt sie und sieht mich an. »Wie geht es dir? Und du, Sarah, wenn du reden willst, kannst du gerne zu mir kommen!«

»Ja, passt schon ... und danke«, murmele ich. »Bis später dann!« Ich vergrabe die Hände tiefer in den Taschen und gehe weiter, ohne mich zu ihr zuzuwenden.

Ich stecke die Ohrstöpsel zurück und die Musik übertönt die

Gespräche von ein paar Unterstufenschülern, bei denen ich mir sicher bin, dass sie über mich reden. Als ich an ihnen vorbeigehe, schaue ich auf den dreckigen Linoleumboden.

Im Klassenzimmer wartet Luisa nicht auf mich. Es gibt kein Tuscheln hinter hervorgehaltener Hand, kein Gekicher und kein zusammengeknülltes Papier, das mich am Kopf trifft.

Da ist nur die Gewissheit, die ich immer wieder verdränge, dass sie nichts von all dem je wieder tun wird.

Genauso wie sie nie wieder mit ihren Freundinnen herumblödeln wird, nie wieder Marko einen Kuss auf die Wange drücken.

Nichts wird sie je wieder tun. Nichts.

Unter den Blicken der anderen schleiche ich zu meinem Tisch in der letzten Reihe, an dem ich vor ein paar Wochen noch zusammen mit Viktor saß. Lasse den rotkarierten Rucksack mit den Buttons drauf neben meinen Stuhl fallen, dann erst ziehe ich mir die Ohrstöpsel aus den Ohren. Die Gitarrenklänge verstummen und jetzt ist da nichts mehr, das mich von der Realität trennt, mich vor den anderen schützt.

Es prasseln keine dummen Sprüche auf mich ein. Keine Fragen. Nichts.

Nur ein paar verschämte Blicke, ansonsten Ignoranz.

Ein wenig fühlt es sich an, als wäre ich mit Luisa gestorben, und im selben Moment schäme ich mich schrecklich für diesen Gedanken. Ich nehme meinen Walkman aus der Jackentasche und wickele das Kabel der Ohrstöpsel herum, löse es wieder.

Ein paar Leute tuscheln miteinander, andere schreiben schnell ihre Hausaufgaben ab. Im Gegensatz zu sonst ist es verdammt ruhig in unserer Klasse. Eine stille, unausgesprochene Trauer liegt über ihnen allen. Über ihren Freunden, die zusammen mit ihr an den Wochenenden feiern gingen. Die alle wohl noch viel mehr darunter leiden als ich.

Es dauert quälend lange, bis Herr Beaulieu nach dem Läuten den Raum betritt und zielstrebig wie immer den Unterricht beginnt. Worüber er redet, bekomme ich nicht mit. Ich mache

mir nicht einmal die Mühe, meine Schulsachen rauszuholen. So wie Viktor früher immer, der gar keine Hefte besaß.

Herr Beaulieu ermahnt mich kein einziges Mal, genauso wenig wie die anderen, von denen viele unaufmerksam sind.

In der Pause baut Andy sich vor meinem Platz auf.

»Na, hast deinen Stecher schon im Knast besucht?«, grinst er gehässig. Karina packt ihn am Arm und zieht ihn von mir weg, bevor ich überhaupt reagieren kann. Ich lasse meine Haare ins Gesicht fallen und beobachte, wie sie flüsternd auf ihn einredet.

Für einen Moment glaube ich, sie würde mich verteidigen.

»Ey, du bist doch bescheuert«, lacht Andy dann. »Der ist weggesperrt, der kann mir nichts tun.«

»Trotzdem! Pass lieber auf, ernsthaft!« Karina stemmt die Hände in die Hüfte und schüttelt entschieden mit dem Kopf, wodurch die braunen Locken hin und her fliegen. »Willst du, dass es dir wie Luisa geht?«

Sie zerrt Andy von meinem Platz weg und zurück bleibt nur das schreckliche Gefühl, dass sie tatsächlich Angst vor Viktor hat.

Angst, die absolut begründet ist.

Denn mein bester Freund ist ein Mörder.

Viktors Auftauchen änderte nicht viel. Wenn ich morgens zur Schule lief, trödelte ich nach wie vor und rupfte Blätter von den Hecken ab, die ich zu Boden rieseln ließ. Die paar Minuten vor Unterrichtsbeginn wollte ich nicht mit meinen Klassenkameraden verbringen. Mit ihnen hatte ich nicht viel zu tun.

Bisher hatte ich mir nie etwas daraus gemacht.

Doch als ich hörte, wie sie über den Neuen lästerten, bekam ich Angst. Was, wenn sie bald genauso über mich reden würden? Nur weil ich die Pausen nicht mit ihnen verbrachte, nicht mit ihnen kicherte?

Ich fasste einen Entschluss, den ich kurz vor den Sommerferien in Tat umsetzte. In der Pause nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und ging zu Luisa in die erste Reihe, wo sie mit ein paar Freundinnen zusammensaß. Sie lachten.

Das laute Hämmern meines Herzens klang in meinen Ohren. Ich könnte einfach weitergehen, so tun, als würde ich nur etwas in den Mülleimer neben der Tür schmeißen wollen.

Und doch blieb ich stehen.

»Hallo, Luisa«, sagte ich leise. Meine Stimme war nicht laut genug, um über das Gelächter hinweg zu klingen und trotzdem verstand Luisa mich.

Auch wenn sie ein wenig überrascht aussah, verzog sie die Lippen zu einem Grinsen, das ihre fehlenden Milchzähne offenbarte. »Hi!«

»Möchtest du ... Möchtest du morgen mit zum Baggersee gehen?«, ratterte ich schnell herunter und verhaspelte mich am Ende des Satzes, dabei war ich ihn in Gedanken unzählige Male durchgegangen. »Und danach können wir zu mir nach Hause gehen und Eis essen.«

Jetzt wurden die anderen ruhiger und musterten mich neugierig. An der Hitze meiner Wangen spürte ich, wie ich sicherlich knallrot wurde. Bisher war ich nie irgendwie aufgefallen, war froh gewesen, wenn mich keiner wahrgenom-

men hatte.

Luisa sah mich einen Moment lang an. Ich konnte nicht sagen, was in ihr vorging. Ob sie sich in Gedanken bereits über mich lustig machte oder ob sie mich gar nicht so schlimm fand.

Dann lächelte sie. »Okay ... warum nicht?«

»Ja?«, fragte ich nach. »Ganz ehrlich?«

»Klar!«, grinste sie und wandte sich wieder den anderen zu.

»Habt ihr die neue Serie schon gesehen? Die ist mega cool!«

Ich blieb bei den anderen stehen und auch wenn ich mich nicht an ihren Gesprächen beteiligte, war es, als würde ich dazugehören. Nie hätte ich geglaubt, dass sich das so gut anfühlen würde.

»Ich freu' mich total auf morgen!«, rief Luisa mir hinterher, nachdem es zum Unterricht geklingelt hatte.

Vor Aufregung waren meine Wangen gerötet, als ich mich nochmal umwandte. »Ich mich auch! Das wird toll!«, antwortete ich, ehe ich weiterging. Zurück zu meinem Platz in der letzten Reihe.

»Du bist keine von denen«, hörte ich auf einmal jemanden neben mir zischen. »Also versuch doch nicht etwas zu sein, das du nicht bist.«

Es war Viktor, dessen Stimme ich unter so viel anderen wiedererkennen würde.

Verunsichert hob ich meinen Blick. In seinen kalten Augen lag mehr Verachtung, als ich erwartet hätte, mehr als ich nachvollziehen konnte. Dabei hatte ich ihm gar nichts getan.

»Was meinst du?«, fragte ich leise nach, doch erhielt keine Antwort mehr. Er hatte die Nase schon wieder in sein Buch gesteckt und blätterte mit konzentrierter Miene eine Seite um. Obwohl das Teil schon zerfleddert war, ging er vorsichtig damit um.

»Was will denn der Psycho von dir?«, hakte Luisa nach, der unser Wortwechsel nicht entgangen war.

Ich zuckte nur die Schultern und beeilte mich zu meinem Platz zu kommen. Weg von Viktor und seinen Worten, die mit

derselben Härte wie seine Blicke auf mich einprallten. Warum ließ er mich nicht einfach in Ruhe?

Genauso weg von Luisa und ihren Worten, obwohl die irgendwie wahr zu sein schienen. Er war wirklich ein Psycho. Ein Psycho, von dem ich mir garantiert nicht diesen Tag kaputtmachen lassen würde.

Als ich klein war, dachte ich manchmal, dass die Feen aus meinen Geschichten wie meine Mutter aussahen. Sie war wunderschön mit ihren blonden Haaren, die ihr in Wellen auf die Schultern fielen und dem roten Lippenstift, den sie meistens auftrug.

Ausgerechnet an dem Tag, an dem Luisa zu mir nach Hause kam, sollte das Bild ein für alle Mal in Scherben zerbrechen.

Zusammen mit Freja und den anderen Mädchen verbrachten wir eine wunderschöne Zeit am See. Schließlich verabschiedeten wir uns von dem Rest und fuhren auf unseren Fahrrädern zu der Reihenhaussiedlung, an deren Ende wir lebten. In der Sommerhitze lag die Gegend wie ausgestorben da.

»Mama, weißt du was?«, rief ich, als ich die Haustür aufschloss. Die Haare klebten nass in meinem Gesicht und hatten den leicht modrigen Geruch des Seewassers angenommen. »Wir sind bis zu der kleinen Insel im Baggersee rausgeschwommen! Das war mega!«

Keine Antwort. Luisa neben mir sah sich neugierig in dem engen Flur um. An der Garderobe hingen viele Jacken und eine Getränkebox stand herum.

»Mama?«, rief ich noch einmal und erhielt wieder keine Antwort.

»Naja, sie holt bestimmt noch das Eis«, erklärte ich. Meinen Rucksack mit den nassen Schwimmsachen stellte ich auf dem Boden ab, meine Schuhe ordentlich daneben. »Wollen wir uns solange *Mulan* angucken? Den hab' ich auf Videokassette.«

»Dann sind wir ja jetzt ganz allein zuhause!«, grinste Luisa, die ihre Schuhe ebenfalls ausgezogen hatte und mir ins



Wohnzimmer folgte. »Voll cool!«

Zuerst fiel mein Blick auf die heruntergelassenen Jalousien, durch die wenig Tageslicht in den Raum drang. Er wurde lediglich vom Flackern des Fernsehers erhellt, leise klangen die Stimmen zu uns.

Dann erst entdeckte ich Mama. Heute fielen ihr die Haare nicht in sanften Wellen auf die Schultern, sondern waren verstrubbelt. Sie trug keines ihrer schönen Sommerkleider – nur einen dunkelroten BH und eine schlabbrige Jogginghose.

Mit einer Fee hatte sie nichts mehr gemeinsam.

Es war nicht das erste Mal, dass ich sie betrunken sah, doch es war das erste Mal, dass ich mich für sie schämte.

»Komm mit, lass uns in mein Zimmer gehen!«, sagte ich eilig und griff nach Luisas Hand, als könnte ich damit ungeschehen machen, dass sie Mama gesehen hatte. Ohne ihre schönen Locken und ihren hübschen Lippenstift, dafür aber mit einer Flasche Alkohol, die neben der Couch auf dem Fliesenboden stand.

»Sarah?«, fragte Luisa, als wir wieder im Flur standen und ich die Wohnzimmertür hektisch hinter mir zuzog. Schnell alles verschwinden lassen, was sich dahinter verbarg.

»Ja?« Meine Stimme klang ängstlich.

»Kann ich meinen Vater anrufen? Ich möchte nach Hause.«

Wortlos führte ich sie zu unserem Telefon, während ich versuchte, mir die Tränen zu verkneifen. Ich konnte sie zurückhalten, während wir auf den Stufen vor unserem Haus auf Luisas Vater warteten. Es dauerte nicht lange, bis sein silberner Kombi auf der Straße zum Stehen kam.

»Was ist denn los, mein Schatz?«, fragte er besorgt und nahm Luisa in seine Arme.

»Der Mama von Sarah geht es nicht gut«, erklärte sie. Ich sah, wie ihr Vater die Augenbrauen zusammenkniff.

In diesem Moment tauchte meine Mutter hinter mir in der Tür auf. Wenigstens trug sie eine Bluse, wenn auch mit den Nähten nach außen. Meine herausdrängenden Tränen waren wieder erstickt, zurück blieb nur die dumpfe Wut auf meine

Mutter, die in meinem Inneren grummelte. Warum konnte sie nicht sein wie Luisas Vater, der so beschützend seine Arme um sie schloss?

Der garantiert nicht betrunken auf der Couch lag, wenn Luisa ihre Freundinnen mit nach Hause brachte.

»Guten Tag, Herr Ahrens«, lallte meine Mutter und stützte sich am Türrahmen, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Ich senkte meinen Blick und starrte die Steinchen auf dem Boden an, stellte mir vor, ich könnte so in einer der Welten aus meinen Fantasygeschichten landen. Vielleicht funktionierte das mit dem Teleportieren ja, wenn man nur fest genug daran glaubte ...

»Was is'n los ... wollt' Luisa nich' länger bleib'n und noch Eis ess'n?«, fragte sie schleppend. Jedes einzelne Wort vergrößerte die Scham in mir nur noch mehr.

Ich hob meinen Kopf ein wenig und sah, wie er Mama mit einem abschätzigen Blick musterte. »Schämen Sie sich eigentlich nicht? So vor den Kindern«, sagte er kopfschüttelnd, ehe er Luisa an der Hand nahm und mit ihr zu seinem Auto zurückging.

Luisa drehte sich kein einziges Mal um.

»Das ist alles deine Schuld!«, schrie ich meine Mutter an, als das Türeinschlagen und dann das Aufheulen des Motors erklangen. »Nur deine Schuld!«

Ich achtete nicht auf ihre Antwort, auf ihr blödes Gestammel, das man doch nicht verstehen konnte, sondern stürmte die Treppen rauf und knallte die Tür hinter mir zu.

Mama war keine Fee.

Mit ihrem verschmierten Lippenstift und der verklumpten Wimperntusche unter den Augen erinnerte sie nur an einen traurigen Clown, den ich in den nächsten Jahren immer seltener lachen sehen sollte – dafür aber immer öfter zur Schnapsflasche greifen, der bitteren Verlockung nachgebend, Probleme einfach wegzuspülen.

## 5

Der Septemberwind weht ein paar abgefallene Blätter über die Straßen und auch eine Zeitung, die an den Seiten schon ein bisschen durchnässt ist. Dazu zerfetzt und längst nicht mehr vollständig. Ich halte inne.

Viktor hätte sich jetzt gebückt und sie aufgehoben.

»Warum?«, hätte ich gefragt. »Warum tust du das? Das ist doch ... Müll eigentlich, oder?«

Ich sehe ihn vor mir, wie er die Zeitung aufgeschlagen und ordentlich wieder zusammengefaltet hätte.

»Ich denke gerne darüber nach. Was die Geschichte dahinter ist. Was sie zerstört hat. Warum sie ist, wie sie ist«, hätte er mir erklärt. »Mit Menschen ist es doch genauso. Es steckt so oft viel mehr dahinter, als wir sehen können.«

Früher wäre ich weitergegangen, doch heute kauere ich mich hin und nehme die Zeitung in meine Hand, genauso, wie Viktor es getan hätte. Feucht und weich fühlt sich das dünne Papier zwischen meinen Fingern an.

Er maß selbst den kleinsten Dingen unglaublich viel Bedeutung bei. In der Banalität fand er Einzigartigkeit und Schönheit entdeckte er nur dort, wo all die anderen nicht mal Hässlichkeit, sondern überhaupt nichts sahen.

Wie kann so ein Mensch dazu fähig sein, das Leben eines anderen zu nehmen?

Es ist unmöglich.

Und doch wahr.

Mein Herz verkrampft sich, dann knülle ich die Zeitung zusammen, ohne einen einzigen Blick hineingeworfen zu haben. Gewaltvoll, ohne ihren Wert zu schätzen. Ich stopfe sie in den nächsten Mülleimer, ohne je ihre Schönheit erkannt zu haben.

»Hast du Hunger, Sarah?«, begrüßt mich meine Mutter mit einem Lächeln, als ich zu unserem Haus hereinkomme.

»Ja, schon«, bejahe ich. Überrascht werfe ich einen Blick zum

Herd, auf dem ein paar Töpfe stehen und den leckeren Geruch von Bratkartoffeln und Knoblauch verbreiten. Es ist lange her, dass sie sich die Mühe gemacht hat, mir Essen zu kochen.

Ich lasse mich auf der Eckbank mit den gemütlichen, aber längst ausgesessenen Kissen nieder.

»Ist gleich fertig«, verkündet Mama und holt zwei Teller aus den Küchenschränken, auf denen ein paar Bilder kleben. Ein paar Kinderfotos von mir, Zeichnungen, die ich mal malte, und ein paar verblichene Postkarten von Oma und anderen Verwandten.

Sie stellt die zwei dampfenden Teller auf den Tisch, nimmt Besteck aus der Schublade und lässt sich ebenfalls nieder. »Wie war's in der Schule?«

»Ja, war okay.« Ich werfe ihr ein kurzes Grinsen zu und schiebe ein paar Bratkartoffeln auf meine Gabel.

Ein paar Augenblicke lang essen wir schweigend. »Schmeckt gut«, sage ich, übertöne endlich die Stille.

»Ehrlich?«, fragt sie nach und lächelt. Es ist ehrliche Freude, die ich in ihren Augen sehe. Sie würde aussehen wie früher, mit ihren Haaren, die noch immer hellblond gefärbt sind und den vollen Lippen, wären da nicht die verlebten Gesichtszüge und die tiefen Falten. Sie ist noch jung, jünger als andere Mütter, und dennoch wirkt sie so alt.

»Ja, echt.«

»Ich ... ich möchte mit dem Trinken aufhören. Ich möchte das wirklich schaffen, ich hab' mir das fest vorgenommen. Weißt du, es ist mir doch so wichtig für dich da zu sein ...« Am Ende hin wird Mamas Stimme immer brüchiger. Sie verstummt und greift nach der Gabel neben ihrem Teller, umschließt sie fest mit ihren Fingern, deren Nägel rot lackiert sind.

»Das ist schön.« Ich räuspere mich und sehe ebenfalls auf mein Essen.

Wie oft hat sie mir schon versprochen, mit ihrer Sauferei aufzuhören und wie oft hat sie es wirklich geschafft? Kein

einziges Mal. Meistens waren all die guten Vorsätze schon am Abend wieder vergessen, wenn sie sich Wein einschenkte.

»Nur ein Gläschen, mehr nicht.«

Sagte sie auch beim Zweiten.

Und dem Dritten.

Als ich meinen Computer hochfahre und es mir auf meinem Schreibtischstuhl gemütlich mache, bereit die nächsten Stunden in der Fantasywelt mit ihren Bösewichten und Helden zu versinken, vibriert mein Handy. Verwundert ziehe ich meine Augenbrauen zusammen und hole das Gerät aus meiner Hosentasche. Wer schreibt mir schon?

*Morgen ist die beerdigung von luisa. 18 uhr. Wollt dir nur bescheid geben,* lese ich auf dem Display. Die Nachricht stammt von Annabelle, mit der ich bis auf eine Gruppenarbeit in Deutsch nie wirklich was zu tun hatte. Sie gehörte zu den Menschen, die dann schwiegen, wenn die anderen auf mich losgingen und die kaum einen Ton rausbrachten, wenn sie mit mir allein waren – vor lauter schlechtem Gewissen.

Ist es eine Falle? Nur ein idiotischer Plan, um mir wieder wehzutun? Wollen mir die anderen auflauern, findet die Beerdigung gar nicht dann statt?

Oder möchte Annabelle einfach nett sein? Denkt, dass auch ich von Luisa Abschied nehmen möchte?

Versucht sie, irgendwas aus den letzten Jahren wieder gut zu machen?

Mein Blick fällt auf die bunt gestrichenen Wände meines Zimmers, an denen zwischen unzähligen Postern meiner Lieblingsbands auch Fotografien von Viktor und mir hängen.

Obwohl ich schon oft darüber nachgedacht habe, sie abzuhängen, konnte ich mich nie dazu überwinden, auch die letzten Erinnerungen an meinen besten Freund aus meinem Alltag zu entfernen.

Ich kann ihn nicht einfach aus meinem Leben streichen, nicht so tun, als hätte es ihn nie gegeben.

Wenn doch nur Viktor hier wäre ... Mit ihm hätte ich über

all meine Gedanken, über all meine Zweifel sprechen können.  
Er hätte Antworten gehabt, Erklärungen gefunden.

Ohne ihn bin ich so schrecklich verloren.

Ausgerechnet er, durch den ich mir überhaupt erst Gedanken machen muss, ob ich zu Luisas Beerdigung gehen soll oder nicht.

## 6

»Hey, riecht ihr das?«, kicherte Freja und schnüffelte übertrieben in der Luft herum. Ich schlang meine Finger um die Träger meines Schulranzens, während ich auf die anderen Kinder zuing. Sie standen bei Luisas Platz zusammen. Hoffentlich konnte ich heute mit ihr reden. Ihr erklären, dass Mama das gestern gar nicht böse gemeint hatte und dass das bei uns zuhause nicht immer so war.

»Was denn?«, fragte jemand anderes. Verhaltenes Kichern war zu hören, ich spürte, wie mir immer wieder Blicke zugeworfen wurden.

Freja, die im Schneidersitz auf dem Tisch saß, legte eine wichtiguerische Miene auf. »Es stinkt. Und wisst ihr auch warum?«

Mittlerweile hatte ich die Gruppe erreicht. Ich versuchte mich dazustellen, doch ich bekam keinen Platz zwischen ihnen – nur grob einen Ellenbogen in die Rippen gedrückt. Er stammte von Marko, mit dem ich noch nie zuvor etwas zu tun gehabt hatte.

»Sarah stinkt, weil ihre Alki-Mutter nie ihre Klamotten wäscht!«, verkündete Freja. Lauthals brach sie in Kichern aus und es dauerte nur Sekundenbruchteile, bis die anderen miteinflen.

Unauffällig versuchte ich, an meinem T-Shirt zu schnüffeln. Es kam frisch aus der Wäsche und gebadet hatte ich gestern Abend auch.

Ich warf Luisa einen hilfesuchenden Blick zu, den sie nicht erwiderte. Stattdessen wedelte sie mit ihrer Hand vor der Nase herum. »Ich kann's bis hier riechen!«

Fassungslos sah ich sie an. Ich konnte nichts dafür, dass der Nachmittag bei mir so dermaßen schiefgelaufen war. Ich hatte Luisa doch nichts getan, wollte nur ihre Freundin sein!

»Hast du die Klamotten eigentlich aus der Altkleidersammlung?«, grinste Marko, der mir bedrohlich nah kam. Er zupfte an meinem T-Shirt herum. Ich wagte es nicht, mich zu

bewegen, stand wie erstarrt da.

»Bist du doof? Das sind doch keine Klamotten!«, lachte Luisa hysterisch los. Ich sah an meinen Kleidungsstücken herunter, die meine Mutter immer dann kaufte, wenn es gerade etwas im Sonderangebot gab. Meine Jeanshose, die ein wenig zu kurz war, und das gestreifte T-Shirt, dessen Saum ausgefranst war.

»Sondern Müllsäcke!«

Verzweiflung wallte in mir auf, untermalt von dem gehässigen Kichern meiner Mitschüler und ihren Beleidigungen, die schon gar nicht mehr zu mir durchdrangen.

Was sollte ich nur tun? Am liebsten wäre ich nach draußen gestürmt, nur weg von den anderen und nie wieder zurückkehren in die Schule. Doch das ging nicht. Bestimmt bekäme ich dann eine fette Strafe aufgedrückt.

Ich fühlte, wie meine Muskeln zitterten, war aber nicht mehr in der Lage, sie von selbst zu bewegen.

»Spinnt ihr?«, klang auf einmal eine Stimme über die anderen hinweg. Eine Stimme, die ich an ihrem Akzent direkt erkannte. »Hört sofort damit auf!«

Es war eine Forderung, mehr noch: Ein Befehl.

Und doch hielt sich keiner daran. »Nö, niemals. Ist doch selbst schuld, die Säuferin!«, krakeelte jemand.

Langsam drehte ich mich um und entdeckte Viktor, der hinter mir ins Klassenzimmer getreten war. Heute waren seine Augen weit entfernt von all der Kälte, zu lodernd war die Wut in ihnen.

»Ihr seid erbärmlich, versteht ihr das? Ihr seid erbärmlich!«, warf er ihnen an den Kopf. Ein bisschen sah es so aus, als wolle er noch viel mehr sagen, doch fände die passenden Worte nicht.

Die Schulklingel zerriss das Gelächter und nur einen Moment später trat unsere Klassenlehrerin ein. »Guten Morgen«, begrüßte sie uns freundlich. »Ab mit euch auf eure Plätze, wir fangen an.«

Meine Mitschüler verzogen sich zu ihren Stühlen und



packten ihre Schulbücher aus, als wäre überhaupt nichts passiert. Nicht so, als hätten sie mit ihren dummen Sprüchen die Scherben zertrampelt, in die meine Welt nach Luisas Besuch zerbrochen war.

»Hopp, hopp, Sarah. Das gilt auch für dich. Oder willst du direkt eine Aufgabe an der Tafel lösen?«, fragte meine Lehrerin.

Ich schüttelte eilig mit dem Kopf und ging mit gesenktem Blick nach hinten. Aus dem Augenwinkel sah ich Viktor, der mir ein aufmunterndes Lächeln zuwarf, doch mir fehlte die Kraft, es zu erwidern.

Mit meinem Fahrrad fuhr ich ein paar Tage später zu Luisa. Ich wünschte mir nichts sehnlicher, als mich wieder mit ihr anzufreunden. Hoffentlich würde sie verstehen, dass es bei uns zuhause gar nicht so schlimm war, wie sie dachte.

Sie lebte in einer durchschnittlichen Gegend, es sah nicht wirklich anders aus als bei uns. Ein paar Einfamilienhäuser, das ein oder andere mit Mietwohnungen, und davor Gärten, von denen manche gepflegt waren und andere verwildert.

Es war ihre Mutter, die mir die Tür öffnete. Sie war eine kleine, dickliche Frau mit hochgesteckten, blonden Haaren. »Hallo«, lächelte sie, als sie mich erblickte. »Du möchtest zu Luisa, oder?«

Eifrig nickte ich und zupfte an meinen Haaren herum. Ich hatte sie mir extra zu zwei Zöpfen geflochten und mein schönstes Kleid, das mit dem roten Karomuster und dem Blusenkragen, angezogen.

»Luisa, komm mal!«, rief die Frau in das Innere des Hauses. »Hier ist ... Wie heißt du noch gleich?«, wandte sie sich an mich.

»Ich bin Sarah.«

Bei meinem Namen verfinsterte sich ihr Blick, Ablehnung tauchte darin auf. »Geh' bitte wieder. Ich möchte nicht, dass meine Tochter bei solchen Leuten ist.«

»Bitte, Frau Ahrens. Ich möchte das alles erklären!«, flehte

ich sie an, doch sie drückte mir ohne eine weitere Regung die Tür vor der Nase zu.

Ich fing an, absichtlich zu spät zu kommen, nur, um meinen Mitschülern und ihren Beleidigungen zu entkommen, doch das half nichts. Sie lachten mich trotzdem aus, wenn gerade kein Lehrer hinsah.

In den Pausen suchte ich Schutz auf der ständig nach Urin stinkenden Schultoilette. Dann saß ich auf dem dreckigen Klodeckel und hatte meine Beine angezogen, damit sie durch den Spalt unten nicht sehen konnten, dass ich hier war. Während ich auf die Kabinenwand mit ihren darauf gekritzelten Sprüchen starrte, versuchte ich mich mit aller Kraft in eine ferne Welt zu wünschen. Ausgerechnet das, was mir früher so leicht gefallen war, gelang mir immer seltener. Zu erdrückend war die Realität.

Einmal begegnete ich Viktor, als ich mich zurück ins Klassenzimmer schleichen wollte.

»Sarah!«, rief er mir hinterher. »Warte mall!«

Ich warf ihm einen vorsichtigen Blick zu. Die letzten paar Schritte rannte er sogar.

»Das sind Idioten. Hör nicht auf sie«, sagte er mit eindringlicher Stimme, als er mich erreicht hatte und sich die braunen Haare aus der Stirn strich. »Kannst du mir das versprechen? Das wollen sie nur, dass du glaubst, was sie sagen. Lass das nicht zu.«

Nervös drehe ich meinen pinken Walkman zwischen den Händen und wechsele alle paar Sekunden den Song. *The Unforgiven* – weg damit. Genauso mit *You Shook Me* und *November Rain*.

Schließlich reiße ich ruckartig die Ohrstöpsel raus und wickele sie um das kleine Gerät. Zerre so fest, dass das Kabel zu reißen droht.

Was habe ich mir eigentlich dabei gedacht?

Ich hätte zuhause bleiben und zocken sollen, stattdessen sitze ich auf dieser morschen Holzbank. Um mich herum der Friedhof mit seinem seltsam faszinierenden Charme. Mit den verfallenen Grabsteinen und deren Inschriften, die teilweise mit Moos bewachsen sind und kaum noch lesbar.

Eine letzte Erinnerung an längst in Vergessenheit geratene Menschen. Die vielen Heiligenstatuen, Wächter aus vergangenen Zeiten.

Wäre Viktor hier, würde er langsam über den Friedhof laufen und versuchen, all die Inschriften zu entziffern. Würde sich die Geschichten jener Vergessenen vorstellen und sich vollkommen in diesen vergangenen Zeiten verlieren.

Ich beiße auf meinen Fingerknöcheln herum, versuche die Erinnerung an ihn zu verdrängen. Dieser Tag soll Luisa gehören und nicht ihrem Mörder.

In diesem Moment beginnen die Glocken der Kapelle zu läuten. Es ist eine traurige Melodie, die untermalt, wie die großen Flügeltüren aufschwingen und der Pfarrer nach draußen tritt. Ihm folgen die Sargträger, bei denen sich mein Herz schmerzhaft verkrampft, als würden erst sie real werden lassen, was mit Luisa geschehen ist.

Zuletzt die Trauergemeinde. Es sind viele, die wegen Luisa gekommen sind, und sie alle schweigen bedrückt. Annabelle, die mir ein schüchternes Lächeln zuwirft, ist unter ihnen und neben ihr Karina, deren Blick nicht weniger hasserfüllt als am Tag der Verhandlung ist.

Ich senke meinen Kopf und sehe auf meine Finger, von denen ich den schwarzen Nagellack wegkratze. Die kleinen Lackstückchen rieseln auf die Pflastersteine, auf denen buntes Laub liegt. Wegzuschauen reicht nicht um mich vor den anderen zu schützen, also ziehe ich mir meine Kapuze über den Kopf.

Sie sollen mich nicht erkennen.

Erst jetzt fallen mir die Abdrücke auf, die meine Zähne hinterlassen haben. Der Schmerz, der in meinen Knöcheln zu fühlen ist.

Der Trauerzug hat sich mittlerweile zu dem geöffneten Grab bewegt. Ich schleiche mich heran, als würde mich so niemand bemerken. Kurz gleitet mein Blick über die vielen Menschen, dann in Richtung der Friedhofsmauer. Dahinter, in fast schon unwirklicher Ferne, liegt das Städtchen und wenn man nach rechts schaut, ist dort irgendwo die alte Fabrik, verborgen hinter all den Bäumen.

Hier oben weht ein sanfter Wind, der doch die letzte Wärme nicht verdrängen kann.

Der Sommer ist vorbei und dennoch fühlen wir seine letzten Spuren.

»Warum sind wir traurig, dass wir die Toten verloren haben, wenn wir auch dankbar sein können, dass sie bei uns waren? Denn wer heimkehrt zum Herrn«, erklingt die feste Stimme des Pfarrers, verliert sich irgendwo zwischen den alten Bäumen, die den Friedhof umgeben. Weit hinten kündigt sich der nahende Sonnenuntergang in sanften Farben an, auch er spricht leise von Abschied. Von niemals erfüllten Verheißungen und Geschichten, die nicht mit dem großen Glück, sondern mit verständnislosem Schweigen endeten.

Es ist nicht nur ein Abschied vom Tag, sondern auch ein Abschied vom Sommer, ein Abschied von Luisa.

Ein Abschied, der im selben Atemzug auch einer von Viktor sein wird.

Sein muss.

»Luisa verbrachte viel ihrer Zeit bei der Jugendfeuerwehr.

Wenn es darum ging Leben zu retten, war sie ganz vorne mit dabei«, fährt der Pfarrer fort. Irgendwo ist ein unterdrücktes Schluchzen zu hören, das wieder verstummt. Ein anderer zieht die Nase hoch und bekommt von der Frau neben ihm ein Taschentuch gereicht.

Ich bin nur eine stille Beobachterin, fast schon ein Zaungast. Niemand, der zu den anderen gehört, auch wenn der Tod angeblich eint.

Neben dem Sarg, auf dem aufwendige Blumengestecke liegen, steht ein Foto von Luisa. Die hellbraunen Haare fallen ihr auf die Schultern und die blauen Augen strahlen vor Lachen. Sie sieht hübsch aus, auch wenn ihre Gesichtszüge ein wenig zu markant sind, um eine klassische Schönheit zu sein.

Aus dem Augenwinkel bemerke ich eine ältere Frau, die ihre Nachbarin anstupst und auf mich deutet. Ob sie mich erkennen und wissen, wer ich bin? Bestimmt.

Ich starre zu Boden, bis der Sarg ins Grab gelassen wird. Der Pfarrer spritzt Weihwasser hinein, begleitet von den Worten: »Erde zur Erde, Asche zur Asche, Staub zum Staub.«

Nach und nach gehen die Trauernden vor und werfen einen Blick ins offene Grab, oftmals gefolgt von Blütenblättern. Manche bekreuzigen sich, andere stehen nur schweigend da.

Daneben Luisas Eltern in ihrer schwarzen Kleidung, die die Beileidsbekundungen entgegennehmen. Sie lächeln. Selbst hier hinten kann ich erkennen, wie schwer es ihnen fallen muss. Wie gequält dieses Lächeln ist und dass es letzten Endes nicht schafft, ihren Schmerz zu verbergen. Wie es wohl ist, das eigene Kind so früh zu verlieren?

Ich erinnere mich an das einzige Mal, an dem ich die Mutter von Luisa sah. Es war, als sie mir mit ablehnender Miene die Tür vor der Nase zudrückte. Damals in diesem heißen Sommer hatte alles begonnen – würde es heute sein Ende finden? Oder war es nicht schon längst vorbei?

Unauffällig löse ich mich von der Gruppe und vergrabe meine Hände in den Jackentaschen, während ich den gewundenen Pflasterweg zwischen den Gräbern hinablaufe.

Als ich gerade das schmiedeeiserne Tor aufziehe, das ein lautes Quietschen von sich gibt, fällt mir ein Junge auf.

Er kommt in meine Richtung und trägt in seinen Händen einen bunten Blumenstrauß. Sein Gang ist so schleppend, dass die tiefe Trauer schon in der Ferne zu erkennen ist.

Es ist Marko, Luisas Freund. Ich will schnell weitergehen und verhindern, dass er mich anspricht, doch bevor ich die Stufen runter bin, begegnen sich unsere Blicke für einen Moment. Seine Augen sind von dunklen Schatten umrandet und vom vielen Weinen gerötet. Wahrscheinlich hat er wie ich die letzten Nächte kein einziges Auge zugetan.

»Was machst du hier?«, fragt er mit brüchiger Stimme.

»Ich ...« Auch meine ist nur ein Stammeln. »Ich ... wollte mich auch von Luisa verabschieden.«

Sein Blick, mit dem er mich anschaut, ist ausdruckslos, als würde er mich gar nicht wahrnehmen, und gleichzeitig so aufgewühlt, dass ich all seine Gefühle darin erkennen kann. Blanke Verzweiflung, Trauer, die alles unter sich begräbt, und nicht zuletzt das, was er für Luisa empfindet. Heute zerreißt es ihn. Wie konnte es sein, dass Luisa ein so schlechter Mensch war und sie doch jeder liebte?

Ich beschleunige meine Schritte, möchte nur noch weg. Weg vom Friedhof und all seiner Endgültigkeit.

Oder war es am Ende gar nicht so? Sind nicht viel eher Viktor und ich die Bösen?

Der Schotter knirscht unter meinen Füßen, lässt jeden einzelnen Schritt so schwer werden, als würde er unmöglich wollen, dass ich all das hinter mir lasse.

Viktor... Ein Mörder und ich... Nur für mich tat er das.

Jetzt renne ich. Das Knirschen der Kieselsteine verstummt und geht über in das Rauschen des Windes.

Was war das bisschen Mobbing schon gegen einen Mord? Hätte ich nicht viel früher ahnen müssen, wozu Viktor in der Lage war?

Keine Endgültigkeit mehr, nur noch was wäre wenn.

Warum habe ich es nicht geschafft, ihn aufzuhalten?

## 8

Immer stand ich da und schwieg, ertrug jede einzelne Beleidigung und kämpfte gegen die Tränen, die sich bald gar nicht mehr ihren Weg nach oben bahnten.

»Du hässliche Hexel!«, sagten sie. »Du siehst aus wie so 'ne Fehlgeburt!«

Ich senkte meinen Blick auf den Boden und hoffte, sie würden mir ins Gesicht sehen, nichts mehr an mir finden, das sie abscheulich fanden.

Natürlich änderte das nichts.

»Du bist genauso asozial wie deine Mutter!«, riefen sie. »Könnt ihr euch keine vernünftigen Kleider leisten?«

Ich legte mir jeden Abend meine schönsten Anzihsachen raus und hoffte, ihnen würde entgehen, dass sie nicht so recht zusammenpassten. Dass sie manchmal Flecken hatten, weil Mama nicht zum Waschen kam.

Es entging ihnen nicht.

»Verpiss dich von hier!«, brüllten sie und ich begann zu schweigen, mich gar nicht mehr zu regen, als könne ich so unsichtbar werden.

Doch nichts änderte sich.

Bis zu einem Frühlingsmorgen in der vierten Klasse. Auch wenn vereinzelt noch Schnee lag, schien die Sonne vom Himmel. Die Mädchen aus meiner Klasse standen bei der Turnhalle und steckten lachend ihre Köpfe zusammen. Ich kam ihnen nur langsam näher und kämpfte mit aller Kraft der Versuchung an, einfach wieder umzudrehen. Dabei hatte ich mir das so lange vorgenommen.

Morgens, wenn ich aus meiner MüsliSchale aß und in einem meiner Bücher herumblättert, meine Gedanken aber zu meinen Klassenkameraden abdrifteten. Oder abends im Bett, wenn ich meine Kuschtiere ansah und mir nichts sehnlichster als richtige Freunde wünschte.

»Hallo«, murmelte ich und wiederholte das Wort lauter, als ich merkte, dass ich viel zu leise gesprochen hatte.

Sie taten so, als hätten sie mich nicht gesehen, verengten aber ihren Kreis, damit ich keinen Platz darin hatte. Ich stellte mich auf die Zehenspitzen und versuchte zu erkennen, was sie da machten. Es war eine Bravo und auf der Seite, die sie aufgeschlagen hatten, konnte man nackte Menschen erkennen.

»Was macht ihr da?«, startete ich einen neuen Versuch.

»Ih, geh weg! Du stinkst!«, kreischte Karina, die mir am nächsten stand. Sie wedelte mit der Hand vor der Nase herum, als müsste sie einen ekelhaften Gestank vertreiben.

»Ich glaube, das liegt daran, dass sie Scheiße gefressen hat«, meinte Freja mit einem gemeinen Grinsen. Ehe ich überhaupt realisierte, was sie vorhatte, hatte sie mir schon ihr Nutella-Brot ins Gesicht gedrückt. Die Schokocreame blieb an meinen Wimpern kleben und verschleierte meine Sicht.

»Sarah frisst Scheiße!«, johlten die anderen im Chor. Zwei Jungs, die zu der Gruppe dazustießen, schlossen sich an.

Dieses Mal musste ich nicht gegen meine Tränen ankämpfen.

»Sarah frisst Scheiße!«

Heute war es nur die Wut, die in meinem Bauch aufwallte.

Ich hatte nichts falsch gemacht, das wusste ich. Ich hatte mich sogar noch darum bemüht, mich mit den anderen anzufreunden. War immer nett zu ihnen, ganz gleich, wie oft sie mich beleidigt hatten.

»Das ist so ungerecht! Was hab' ich euch denn getan?«, hörte ich mich plötzlich sagen. Meine Stimme zitterte, doch mit einem Mal hatte ich keine Angst mehr vor ihnen. Sie waren diejenigen, die etwas falsch machten. Nicht ich.

»Ich weiß ganz genau, was du getan hast.« Luisas Stimme klang so gehässig wie noch nie, als sie sich vor mir aufbaute. Bisher hatte sie sich im Vergleich zu den anderen zurückgehalten »Du bist hässlich. Du stinkst. Du bist richtig widerlich. Du läufst rum wie eine Müllhalde.« Jeden einzelnen Punkt zählte sie an ihren Fingern auf. »Hab' ich etwas vergessen?«



»Ihre Mutter ist eine Hure! Eine Säuferin!«

»Ja, die schläft immer mit anderen Männern. Das wissen alle!«

»Das ist nicht wahr!«, schrie ich. Meine Stimme überschlug sich beinahe vor Verzweiflung. Seit mein Papa uns verlassen hatte, war nie ein anderer Mann bei uns daheim gewesen. »Ihr seid so gemein!«

»Oh, jetzt rastet das Opfer aus«, raunten die anderen, gefolgt von hämischem Gelächter.

»Jetzt sag mal, wo kriegt man so einen Müll her?«, grinste Luisa und trat an mich heran. Sie zerrte an meinem Pullover, den mir meine Mutter neulich geschenkt hatte. Ein Einhorn war darauf gedruckt, dessen Augen pink glitzerten. Ich liebte ihn, ich hatte noch nie einen so tollen Pulli.

Auf einmal half Marko ihr, daran zu reißen. Fassungslos, nicht fähig, mich zu rühren, stand ich zwischen den beiden, bis der Pullover auf einmal mit einem hässlichen Ratschen auseinanderging. Sie schmissen das Teil auf den Boden und Marko trat darauf herum, bis der hellblaue Stoff schmutzig war.

Ich stand nur noch in meinem weißen Unterhemd da und die Kälte ließ mich zittern.

Mit einem fiesen Grinsen zog Freja ihr Klapphandy aus der Hosentasche und fotografierte mich. Ein paar klatschten lachend in die Hände. »Geil, dann kann das jeder sehen! Jeder auf der Welt!«

Wie ohnmächtig stand ich da. Was konnte ich schon ausrichten gegen sie, die so viele waren? Aber hatte ich überhaupt versucht, mir das nicht mehr gefallen zu lassen?

Nur dumpf, aber irgendwie verlockend wuchs der Gedanke in mir heran.

Ich musste mich wehren. Vielleicht hörten sie dann auf.

Wild entschlossen ballte ich meine Faust, das Blut rauschte in meinen Ohren. Mir war vollkommen bewusst, was ich tat, als ich Freja mitten ins Gesicht schlug.

Doch erst, als ich sie entsetzt zurückweichen sah und Luisas

lauten Aufschrei »Spinnst du? Ich mach dich fertig!« hörte, wurde mir klar, dass es ein riesengroßer Fehler gewesen war. Warum bin ich nicht einfach gegangen, hatte mich wieder auf der Toilette versteckt, wo ich in Sicherheit war?

Erst, als Luisas Fingernägel sich in meiner Haut versenkten und sie mir mein Gesicht zerkratzte, als die Jungs auf mich losgingen und ich Tritte gegen die Beine erntete, bereute ich meinen Schlag.

Ich hatte alles nur noch schlimmer gemacht.

Und natürlich hatte ich es verdient, dass sie mir weh taten, wenn ich Freja einfach schlug. Hatte es verdient, dass sie mir in den Magen boxten und ich mich schützend zusammenkrümmte, keine einzige Verletzung abwehren konnte. Keinen Kratzer, keinen Schlag, keinen Tritt.

Wie aus weiter Ferne drang zu mir, dass sie sich die ganze Zeit gegenseitig anfeuerten, immer weiter zu gehen. Wie sie jubelten, als wäre es nur ein Spiel. Auf einmal fühlte ich, wie ich mit ganzer Kraft gestoßen wurde.

Der Asphaltboden raste auf mich zu, dann wurde mir kurz schwarz vor Augen. Der Geschmack von Schmutz und abgestandenem Regenwasser lag auf meiner Zunge, vermischte sich mit dem nach Eisen.

Ich blutete.

»Da gehört sie hin! In den Dreck!«, lachte jemand. Direkt darauf fühlte ich einen festen Tritt in die Seite, der mich zusammenkrümmen ließ. Ich stöhnte auf. Überall brannten die Wunden und die Verletzungen ließen meine Muskeln schwer werden, gaben mir fast das Gefühl, ich könne nie wieder aufstehen.

Was, wenn sie nicht aufhörten?

Einfach immer weiter machten, bis ich tot war?

Ich zitterte am gesamten Körper, vor Angst und Kälte gleichermaßen. Irgendjemand – ich konnte nicht sagen, wer es war – begrub mich unter seinem Gewicht und drückte mein Gesicht in den Schneematsch.

»Hört sofort auf, ihr verdammten Idioten!«, hörte ich auf

einmal Viktor brüllen. Seine Stimme war laut genug, dass sie sich über das Gekicher und Gejohle der anderen hinweglegte.

Im nächsten Moment spürte ich, wie derjenige auf mir weggerissen wurde und wie dann auch die Restlichen aufhörten, mich zu treten. Erschöpft blieb ich liegen, in der ständigen Panik, sie würden weitermachen.

Erst nach einer Weile wagte ich es, meine Augen zu öffnen. Meine Lider schmerzten, weil ich sie so fest zusammengekniffen hatte. Die Umgebung war blendend hell und doch entdeckte ich sofort Viktor, der sich mit drei Jungen aus meiner Klasse prügelte.

Auch wenn er selbst keine guten Karten hatte und viele Schläge einstecken musste, kämpfte er verbissen weiter. Holte mit der Faust aus und versuchte, Marko mit sich auf den Boden zu reißen.

»Jungs, hört auf! Der Hausmeister kommt!«, rief Karina ihnen zu.

Die vier ließen voneinander ab, doch Viktor packte Andy noch einmal und zog ihn grob zu sich. Zuerst versetzte er ihm einen Schlag ins Gesicht, der im Gegensatz zu meinem wirklich gesessen haben musste, dann zischte er ihm etwas ins Ohr.

Was er sagte, konnte ich nicht verstehen, doch ich sah, dass sich etwas in Andys Miene verändert hatte. Als würde er Viktor fürchten, zumindest ein kleines bisschen.

Dann wandte sich Viktor von ihm und den übrigen Jungs ab. Sein Gang war etwas schwerfällig, als er auf mich zukam und mir die Hand hinstreckte, um mir beim Aufstehen zu helfen. Sein rechtes Auge war so zugeschwollen, dass er damit bestimmt nicht mehr viel sah, und aus seiner Nase tropfte Blut.

Er machte sich nichts daraus, dass all die anderen uns neugierig und auch abwertend anschauten. Dass Luisa hämisch lachte und Freja so tat, als müsste sie kotzen.

Seine ganze Aufmerksamkeit galt mir. Zitternd hatte ich die Arme um meinen geschundenen Oberkörper geschlossen.

»Möchtest du meine Jacke haben?«, fragte er und sah mir dabei in die Augen. Seinen Blick konnte ich nicht so richtig deuten. Etwas Trauriges lag darin, irgendwie auch Enttäuschung, als hätte er versagt. Ohne meine Antwort abzuwarten, legte er mir seinen schwarzen Mantel um die Schultern, der mich sofort in eine angenehme Wärme hüllte.

»Komm, wir gehen«, sagte Viktor und im nächsten Moment spürte ich, wie sich seine Finger um die meinen schlossen. Auch sie waren warm, während meine eisig kalt sein mussten.

Mit den verachtenden Blicken meiner Klassenkameraden im Nacken folgte ich ihm vom Schulhof, ohne mich davon abhalten zu lassen, dass man das gar nicht durfte. Das Gefühl von Sicherheit, das von Viktor ausging, wog so viel mehr.

Es ist nur ein Brief, fast schon federleicht, der in meinen Händen liegt, und doch wiegt er schwer wie nur wenig anderes, drückt mich hinab auf den Boden und quetscht mich durch das Abflussgitter.

In unscheinbarer Computerschrift ist die Adresse der Jugendstrafanstalt zu lesen, darunter Viktors Name.

Noch immer stehe ich vor unserem Haus und drehe den Umschlag in meinen Händen, unfähig mich zu regen. Zusammen mit ein paar Prospekten habe ich ihn eben aus unserem Briefkasten geholt.

Warum schreibt er mir? Oder tut er das überhaupt, steht vielleicht etwas völlig anderes in diesem Brief?

Ein paar Vögel pfeifen, irgendwo läuft ein Motor, darüber legt sich die Unterhaltung meiner Nachbarinnen. Die alte Liesel steht am Fenster und spricht mit einer Frau auf der Straße, die ich nicht sehen kann, weil zwei Bäume meine Sicht verdecken.

Am liebsten würde ich den Brief wegschmeißen, ohne ihn je gelesen zu haben, und doch wünsche ich mir nichts sehnlicher, als ihn einfach aufzureißen.

»Und auch die Geschichte mit dem Mädels von da drüben, so ein Jammer!«, vernehme ich, als ich mich dazu überwinden möchte reinzugehen. »Was man die Tage wieder alles hört ...«

Ich halte inne. Haben die beiden mich nicht gesehen?

Was die andere Frau antwortet, kann ich nicht verstehen, dafür spricht sie zu leise.

»Erinnerst du dich nicht an den Jungen, der früher immer bei ihr war?«, fuhr Liesel fort. »Der, der immer so blass war. Der Russe. Er war das. Er hat das junge, unschuldige Mädchen umgebracht, einfach so!«

»Das ist ja unfassbar, dass sich dieses Ausländerpack auch hier schon rumtreibt. Früher, da war das nicht so. Da wär' so was nicht passiert!«, erwidert die andere Frau entrüstet. Ihre Stimme kommt mir bekannt vor, zuordnen kann ich sie nicht.

»Ich kann das nicht verstehen. Er war doch immer so ein netter Junge! Mir hat er leidgetan. So dünn, als würde er zuhause nie zu essen bekommen ... Aber so etwas, das ist wirklich ... nee, das geht nicht.« Die Verständnislosigkeit in ihrer Stimme klingt bis zu mir rüber.

»Ich sag's dir, in paar Jahren ist der wieder auf freiem Fuß und dann bringt er lustig das nächste Mädchen um!«

Meine Finger schließen sich fest um den Brief, zerdrücken das dünne Papier. Der Schweiß meiner Hände hinterlässt Abdrücke darauf.

War Viktor wirklich dazu in der Lage? Noch einen Menschen umzubringen? Unmöglich.

Tja, genauso wenig hatte ich ihm zugetraut, überhaupt einen Mord zu begehen ...

»Ich hoffe, die sperren den lange genug weg, vielleicht ändert er sich dann ja.«

»Meine Liebe, du bist gut«, lacht die andere. »Die gehen doch in unseren Gefängnissen viel zu lasch mit denen um. Da ist es doch schade, dass wir keine Todesstrafe mehr haben! Das hat so einer doch wirklich verdient. So einer ändert sich nicht.«

Ich drehe mich ruckartig um. Ich will es nicht hören. Mir nicht mehr vor Augen führen, was Viktor für ein Monster ist, und mich der Frage stellen, ob die Frau vielleicht sogar Recht haben könnte ...

Eilig durchquere ich unseren verwilderten Vorgarten und stoße die Tür auf, die ich eben nur angelehnt habe. Die Treppe hoch, rein in mein Zimmer, das mir in diesem Moment wie ein schützender Bunker vorkommt.

Ich lege eine Platte von *Metallica* auf und überspringe einen Song nach dem anderen, bis die schnellen Anfangstakte von *Blitzkrieg* erklingen. Ich drehe den Lautstärkeregler so weit hoch, dass die Musik meine Gedanken übertönen könnte und es doch nicht schafft.

Erst abends überwinde ich mich dazu, den Brief zu öffnen. Draußen windet es und der Regen trommelt auf mein Dachfenster, hinter dem sich immer wieder dunkle Wolken

vor den Vollmond schieben.

Als ich den Brief aus dem Umschlag herausziehe, fällt ein getrocknetes Gänseblümchen heraus. Ein, zwei Blätter rieseln auf meine Matratze mit dem dunkelroten Bezug. Das kleine, so unschuldige Blümchen zerreißt mein Herz, während ich es anschau. Es ist ein so typisches von Viktors Geschenken, die wohl keiner als solche wahrgenommen hätte.

Meine Finger zittern, als ich das Blümchen vorsichtig auf die Matratze lege und dann das dünne Papier auseinanderfalte. Immer und immer wieder lese ich die Worte, die Viktor in seiner ordentlichen Handschrift aufgeschrieben hat.

*Liebe Sarah,*

*ich hoffe, es geht Dir gut (wie dumm von mir, das zu schreiben – ich weiß doch, dass es Dir nicht gut geht). Ich denke oft an Dich und ich vermisse Dich so sehr, auch wenn es meine eigene Schuld ist, dass wir uns nicht mehr sehen können.*

*Ich dachte, ich könnte alles besser machen, doch ich habe dabei so schrecklich versagt. Bei der Verhandlung, da habe ich die Blicke der anderen bemerkt, wie sie Dich angesehen haben. Ich weiß, dass sie auch Dir die Schuld geben.*

*Hr nicht auf sie, Sarah.*

*Es war meine Tat, meine Entscheidung, ganz allein meine Schuld. Mach Dich nicht fertig deswegen, Du kannst nichts dafür.*

*Ich habe lange überlegt, ob ich Dir überhaupt schreiben soll. Du willst das bestimmt nicht, nach allem was passiert ist.*

*Und doch wollte ich Dich fragen, ob Du mich besuchen kommen möchtest.*

*Du musst mir nicht zurückschreiben. Du musst auch nicht vorbeikommen, wenn Du das nicht willst und lieber mit der Sache abschließen möchtest. Vergiss mich, wenn du mich lieber vergessen willst. Aber weit Du, ich würde mich unendlich freuen, Dich nochmal sehen zu können. Wenn ich irgendwie gutmachen könnte, was ich Dir angetan habe.*

*In Liebe,  
dein Viktor*

»Ich hasse sie«, murmelte Viktor, als wir ein paar Straßen weiter stehen blieben. »So sehr.«

In seiner Miene lag etwas Verkniffenes, als er mein Gesicht anschaute und seine Hand nach seinem Mantel ausstreckte. Der hing immer noch über meinen Schultern.

Eilig machte ich mich daran, ihn wieder auszuziehen, doch Viktor winkte ab. »Behalt ihn an!«

Er griff in die Tasche seines Mantels und brachte ein zerdrücktes, aber unbenutztes Taschentuch hervor. Vorsichtig begann er damit, all den Dreck aus meinem Gesicht zu wischen. Eine widerliche Mischung aus Nutella, Schneematsch, Blut und meinen Tränen.

Viktor ließ sich viel Zeit und ging gründlich vor. »Fertig!«, lächelte er schließlich und knüllte das Taschentuch zusammen, ehe er es in den nächsten Mülleimer schmiss.

Auch ich lächelte ein wenig. Ich war unglaublich froh, dass er bei mir war.

»Danke«, meinte ich. »Also nicht nur dafür, sondern auch wegen vorhin und so.«

»Ist doch selbstverständlich.« Seine Miene verfinsterte sich. »Ich weiß ganz genau, wie das ist.« Er streckte seine Hand aus und griff erneut in die Manteltasche, dieses Mal zog er ein Zigarettenspäckchen hervor.

Überrascht schaute ich ihn an, wie er die Schachtel öffnete und sich eine Kippe zwischen die Lippen schob, als wäre nichts dabei.

»Rauchst du?«

Er zuckte mit den Schultern und es war unübersehbar, dass es ihm unangenehm war, er sich dabei alles andere als cool fühlte. »Ich kann sie auch wieder ausmachen ... also wenn es dich stört.« Die Zigarette hielt er so, dass sie nicht in meine Richtung qualmte.

»Brauchst du nicht!« Ich schüttelte eilig den Kopf. Wegen mir sollte er sich nicht blöd fühlen.



Er warf mir ein schiefes Grinsen zu und zog dann an der Kippe. Schweigend gingen wir nebeneinander her. Über den Marktplatz, der von ein paar Geschäften gesäumt war und auf dem sich ein hübscher Brunnen befand, und dann weiter in eine schmale Seitengasse.

Ich spürte, wie Viktor mich von der Seite anguckte und wandte ihm meinen Blick zu.

»Kann ich dich irgendwie glücklich machen?«, fragte er ein wenig zaghaft.

Eilig schüttelte ich den Kopf, während ich spürte, wie meine Lippen sich zu einem breiten Lächeln verzogen. »Du hast schon genug getan!«

»Eigentlich ist es normal, das zu tun. Das verstehen diese ganzen Menschen nur nicht«, erwiderte er, doch mir entging nicht, dass in seinen Augen ein wenig Freude aufflackerte und sie für einen kurzen Moment die Trauer in seinem Blick überschattete.

Ich zuckte die Schultern. Schon damals hatte ich das Gefühl, dass es viele Themen gab, die Viktor bis ins letzte Detail durchüberlegt hatte, während ich nie einen Gedanken daran verschwendete.

»Lass uns mal da schauen!«, meinte er und zog mich zu einem Laden, an dem außen ein großes Schild in Form eines Lollis angebracht war. Gemeinsam betrachteten wir die zuckersüßen Sachen hinter dem Schaufenster, an dem ein paar Fingerabdrücke zu sehen waren. Überall standen Gläser und Schalen herum, gefüllt mit rotweißen Zuckerstangen, kunterbunten Bonbons und allen möglichen Sorten an Schokolade.

»Was gefällt dir am besten?«, wollte Viktor wissen. Sein aufmerksamer Blick ruhte auf mir.

Ich deutete auf ein paar knallrote Bonbons, die aussahen wie kleine Herzchen. »Schau mal, die da. Die sind bestimmt lecker!«

Viktor nickte zustimmend, dann wandte er sich von mir ab. Ich sah zu, wie er die drei Stufen zur gläsernen Eingangstür

hinaufging und im Inneren des Ladens verschwand. Durchs Schaufenster beobachtete ich, wie er an den Gläsern entlanging und seinen Blick über die vielen Bonbons gleiten ließ.

Auf einmal bemerkte ich, wie er in das Glas mit den Herzchen griff und eine Handvoll in seiner Hosentasche verschwinden ließ.

Wollte er die ernsthaft klauen?

Während ich überrascht meine Augenbrauen hochzog, ging Viktor nach draußen, ohne eine Miene zu verziehen. Er schien überhaupt nicht aufgeregt zu sein, sich gar nichts daraus zu machen.

Der Verkäufer wurde stutzig und rieb sich nachdenklich über seinen Bart, da tauchte Viktor schon wieder neben mir auf.

»Schnell weg von hier.« Er griff nach meiner Hand und zog mich hinter die nächste Hausecke, wo wir uns zwischen zwei abgestellten Fahrrädern und Mülltonnen wiederfanden.

»Ihr verdammten Kinder, ich krieg' euch noch!«, hörte ich auf einmal jemanden brüllen. Entsetzt sah ich Viktor an. Der Verkäufer!

In diesem Moment kam er schon um die Ecke gebogen, wenn auch er dick war und nur langsam vorankam. Wir rannten los und mit Viktors Hilfe schaffte ich es, auf eine der Mülltonnen zu klettern und von dort aus auf die Mauer, die den Spalt zwischen den beiden Häusern nach hinten hin abtrennte.

Ich warf einen nervösen Blick über die Schulter. Aufgeregt pochte mein Herz. Was würde passieren, wenn er uns kriegte?

»Hab keine Angst!«, sagte Viktor beruhigend. Er sprang von der Mauer nach unten und streckte mir die Hand entgegen. Ich landete sicher neben ihm auf dem Boden, dann rannten wir weiter, so schnell wie noch nie in meinem Leben. Durch schmale Gassen, über enge Hinterhöfe und kleine Gärten.

Bald vertrieb die Aufregung die Angst.

Wir passierten eine Schrebergartensiedlung und ließen die

Stadt endgültig hinter uns. Der Verkäufer war längst nicht mehr zu sehen. Obwohl ich Seitenstechen hatte und auch Viktors Atmung nur noch stoßweise ging, liefen wir weiter.

Als der Weg hügeliger wurde, hielten erst er und dann ich inne. Für einen Moment war nur unser angestregtes Schnaufen zu hören.

Dann lachte ich ausgelassen los. »Das war richtig verrückt!«, keuchte ich und er nickte zustimmend.

Langsam kamen wir wieder zu Atem und liefen schließlich weiter. Viktor hatte ziemlich zielstrebig eine Richtung eingeschlagen. Die Schürfwunden an meinen Armen brannten und beim Auftreten tat mir mein linker Fuß etwas weh, doch bei all den aufregenden Sachen, die heute passierten, gab ich nicht viel darauf.

»Ich möchte dir was zeigen«, verkündete er, als wir in den Wald traten. Das Licht brach nur an manchen Stellen durchs Blätterdach, im Unterholz raschelte es gelegentlich.

»Und was?«, fragte ich neugierig.

»Du wirst schon noch sehen«, grinste er und legte eine geheimnisvolle Miene auf. »Wir sind gleich da.«

Bald weitete sich der Weg und wir erreichten eine Lichtung, auf der sich eine heruntergekommene Fabrik befand.

»Wow«, flüsterte ich und blieb andächtig stehen, während ich das verwitterte Gebäude betrachtete. In dem gebrochenen Licht wirkte es ein wenig verwunschen. Ein verrosteter Container stand herum, am anderen Ende des Areals eine Baggerschaufel.

»Siehst du die Schaufel dort?«, fragte Viktor und deutete darauf.

Ich nickte und ließ weiterhin meinen Blick gleiten. Über Rohre, die vermoost waren, und den Schornstein, der hoch in den Himmel aufragte.

»Ich glaube, die wollten die Fabrik mal abreißen. Stell dir vor, wie schade das gewesen wäre, wäre sie einfach weg«, überlegte er. »Und wir würden vorbeigehen und gar nicht wissen, was es hier mal für einen großartigen Ort gab.«

Wir nahmen uns Zeit, um über das Gelände zu laufen. Es war an manchen Stellen so verwuchert, dass man nur weiterkam, wenn man durch enges Gebüsch kraxelte. Auf meinen Armen blieben frische Kratzer zurück.

Viktor führte mich zu einem Baum mit vielen gewundenen Ästen. »Da kann man super hochklettern«, sagte er und zeigte mir, wie man am besten nach oben kam.

»Du bist echt oft hier, oder?«, fragte ich nach, als ich mich hochzog, genauso wie er es gesagt hatte.

»Manchmal.«

Ich nickte, dabei wirkte es definitiv so, als käme er viel öfter hierher.

Schließlich hatten wir es beide in die Baumkrone geschafft, von der wir die ganze Stadt überblicken konnten. Sie lag zu unseren Füßen und ein wenig war es, als säßen wir auf dem Dach der Welt. Die Straßen waren nur gewundene Linien, die Häuser rote und schwarze Vierecke. Der Himmel mit seinen Schäfchenwolken war so nah, dass wir nach ihm greifen konnten.

»Mach mal deine Augen zu«, sagte Viktor und griff nach meiner Hand. Mit der anderen klammerte ich mich an dem Ast fest, weil ich mit geschlossenen Augen auf einmal schrecklich viel Angst hatte, nach unten zu fallen. Ich spürte, wie er mir etwas in die Hand drückte. »Und wieder aufmachen!«

In meiner Hand sah ich die roten Herzbonbons.

»Danke«, lächelte ich und hob meinen Kopf, als ich spürte, dass er mich ansah.

Seine Augen hatten ein sanftes Grün. Auf den ersten Blick waren sie noch nicht einmal besonders auffällig, sondern ziemlich blass und matt, doch je länger man sich in ihnen verlor, desto mehr wurde einem ihre Schönheit bewusst.

Jetzt lag ein leichtes Funkeln in ihnen, das den traurigen Schatten kurzzeitig vertrieb.

Gemeinsam lutschten wir die Bonbons, während wir unsere Beine baumeln und unsere Blicke über die Stadt und die weite

Landschaft dahinter schweifen ließen.

»Da unten müssen die anderen jetzt sitzen und lernen.« Er deutete mit einer vagen Handbewegung in Richtung des Flusses, hinter dem in etwa unsere Schule lag. »Und wir sind hier und haben es total schön. Es ist so viel besser, nicht das zu tun, was man soll.«

Ich nickte zustimmend. »Aber dass du den Mann beklaut hast, finde ich trotzdem nicht okay.«

»Ich finde, er hat genug davon. Es fehlen doch nicht viele«, sagte er und zuckte mit den Schultern.

Wir schwiegen einen Augenblick lang. Er war es, der das Wort wieder ergriff. »Ich hoffe, es gefällt dir hier«, sagte er und lächelte ein wenig verlegen.

»Es ist wunderschön«, bekräftigte ich. Das war es wirklich. Hier, an diesem Ort neben Viktor existierten all meine Probleme nicht mehr. Die Schule, die vielen Sticheleien und all die anderen schienen aus einem anderen Leben zu stammen.

»Du, Viktor?«, fragte ich. Mein Herz pochte aufgeregt.

»Ja?«

»Möchtest du mein Freund sein?« Ich sah auf meine Hände, während ich redete, spürte, wie sich die Rinde in meine Haut drückte.

»Nein«, erwiderte Viktor und schüttelte den Kopf. In diesem Moment bekam ich Angst. Was, wenn er nur ein mieses Spiel mit mir gespielt hatte? Doch dann sah ich das spitzbübische Grinsen, das über sein Gesicht huschte. »Nicht nur Freunde. Wir sind die allerbesten, allercoolsten besten Freunde für immer und ewig.«

Jetzt musste ich lachen. Mit einem Mal fühlte ich mich so glücklich und befreit wie schon lange nicht mehr. Wie vielleicht nie zuvor.

»Weißt du«, erzählte ich dann, »ich hatte noch nie einen Freund. Die anderen sind immer so gemein.«

»Das werden sie nie wieder sein, das verspreche ich dir. Ich werd' jeden fertigmachen, der dir was tut. Du hast das nicht

verdient!«, schwor er mit ernster Miene.

Jahre später sollte mir Viktor mit schmerzerfülltem Blick gestehen, wie sehr es ihm leidtat, dass er sein Versprechen nie halten konnte.

